

Leseprobe aus:

Stewart O'Nan

Letzte Nacht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Ein grauer Wintertag, der Verkehr am Einkaufszentrum ist zum Erliegen gekommen. Später Vormittag, aber die schwach leuchtenden Straßenlaternen brennen noch. Vereinzelt Schneeflocken schweben herab wie Asche, doch die Straßen sind im Moment größtenteils trocken. Die Feiertage stehen bevor – am Kühlergrill eines Müllautos, das an der Ampel hält, ist mit Draht ein großer Kranz befestigt, rote Samtschleife inklusive. Auf der Abbiegespur warten sie darauf, dass der Pfeil über der Straße auf Grün springt, dann setzt sich eine Kolonne salzverkrusteter Fahrzeuge in Bewegung und biegt nach links in die Einfahrt des Einkaufszentrums, wo sich ihre Wege trennen und jeder sich auf die Suche nach einer Parklücke macht.

Ein einzelner Wagen gleitet allein über die Weite des Parkplatzes, vorbei an einem zusammengeschobenen Schneehaufen, der aufragt wie ein schmutziger Eisberg. Ein schrottreifer weißer Buick, wie man ihn vielleicht von einer Großmutter erben würde, an der Fahrertür fehlt ein Stück Zierleiste. Der Regal bleibt auf der markierten Spur ganz am äußersten Rand, hält am Stoppschild, obwohl es hier draußen bloß freie Parkflächen gibt, und schließlich das Fahrtziel des Wagens, weit hinten in einer Ecke gelegen, als wäre dort der Angelpunkt des gesamten Parkplatzes, ein dunkler Holzrahmenbau mit eigener Park-

fläche und unbeleuchtetem, dem Highway zugewandten Neonschild – ein Red Lobster.

Der Regal blinkt überflüssigerweise und gleitet auf den Parkplatz wie ein Ozeandampfer, der endlich den Hafen erreicht, vorbei an den Behindertenparkplätzen zu beiden Seiten des Wegs, der zum Eingang führt, er bremst, biegt dann ab und verschwindet hinter dem Gebäude, nur um ein paar Sekunden später ganz hinten auf der anderen Seite wieder aufzutauchen und neben einem umzäunten Müllcontainer zu halten, als wollte sich der Fahrer verstecken.

Einen Augenblick steht der Wagen mit ausgeschalteter Zündung da, Schnee rieselt auf Dach und Heckfenster, und die beheizte Scheibe scheint jedes auftretende Schneekristall aufzusaugen. Im Wageninnern, eingerahmt von den Schalensitzen, baumelt am Rückspiegel eine goldbefranste puertoricanische Flagge. Der Fahrer beugt sich zu einer Flamme hinab, drückt den Kopf wie ein Astronaut gegen die Kopfstütze und stößt Rauch aus. Nochmal, und dann ein weiteres Mal, und der Rauch schwebt derweil in einer Wolke über dem Rücksitz.

Der Blick des Mannes schnellt ängstlich zum Rückspiegel. Es ist noch zu früh, und außerdem ist er zu alt, um sich zu bekiffen – gut und gern fünfunddreißig, Doppelkinn, kakaobraune Haut, borstiger Ziegenbart und Koteletten –, aber vielleicht liegt es auch bloß an seiner Krawatte, dass er so seltsam aussieht, als er das Feuerzeug an den stählernen Pfeifenkopf führt. Er könnte Börsenmakler sein oder ein Verkäufer bei Circuit City, der gerade Kaffeepause macht, doch das Namensschild, das aus der offenen Lederjacke hervorlugt, zeigt einen garnierten Hummer über seinem Namen: MANNY. Auf seinem

Schoß liegt, schwer wie ein Vorhängeschloss, ein an der Gürtelschlaufe befestigter dicker Schlüsselbund.

Wenn jemand hier etwas zu suchen hat, dann Manny DeLeon. Als Geschäftsführer ist er dafür zuständig den Laden aufzusperren, eine Aufgabe, die ihm mittlerweile Spaß macht. Obwohl Red Lobster keine Lizenzen vergibt, betrachtet er die Filiale als sein Eigentum – zumindest tat er das, bis er den Brief von der Zentrale bekam. Er ging davon aus, dass sie wegen Renovierungsarbeiten schließen würden, wie die Filiale in Newington, dass die dunkel lackierten Nischen und das Küstendekor-Imitat ersetzt würden durch einen offenen Grundriss und zarte blaugrüne Pastelltöne, den Coastal Home-Stil, der auf der Webseite des Unternehmens verheißten wurde. Mit ihren Fachwerkdecken, dem eingedrückten Fiberglaskwertfisch und den mit Schellack überzogenen Treibholzschildern für die Toiletten waren sie längst überfällig. Stattdessen bedauerte die Zentrale, ihm mitteilen zu müssen, eine Unternehmensstudie habe ergeben, dass der Standort in New Britain die Erwartungen nicht erfülle, und deshalb mit Wirkung vom 20. Dezember endgültig geschlossen werde.

Vor zwei Monaten hat Manny noch vierundvierzig Leute beschäftigt, zwanzig davon Vollzeit. Wenn er heute Abend die Tür abschließt, werden bis auf fünf alle ihren Job verloren haben, und einer von diesen fünf – ungerechterweise, denn er war ihr Vorgesetzter – wird er selbst sein. Am Montag werden die Verbliebenen im Olive Garden in Bristol anfangen, eine zusätzliche Viertelstunde Fahrzeit, aber besser als das, was Jacquie und die Übrigen erwartet. In den letzten paar Wochen hat er an den Empfehlungsschreiben gegessen und versucht,

sich etwas Nettes einfallen zu lassen – in manchen Fällen nicht schwer, in anderen fast unmöglich.

Jacque könnte er immer noch mitnehmen, wenn sie zu ihm käme und ihn darum bäte. Eigentlich stimmt das nicht, aber es ist eine Lüge, an die er gern glauben würde, weshalb er es sich immer wieder einredet. Vielleicht hat es vor ein paar Monaten noch gestimmt, aber jetzt tut es das nicht mehr. Jacque hat selbst gesagt, es wäre besser so, und er hat ihr zugestimmt – wenn auch nur aus praktischen Erwägungen. Nach dem heutigen Abend wird er sie nie mehr wiedersehen. Das müsste eine Erleichterung sein. Ein Schlussstrich. Doch warum malt er sich dann aus, dass er sie nach Feierabend anfleht, mit ihm mitzukommen, oder braucht er bloß ihre Vergebung?

Er bläst ein letztes Mal Rauch in die Luft und klopft die Pfeife im Aschenbecher aus, verstaut sie dann neben sich in der Konsole, öffnet das Fenster einen Spaltbreit, schnippt eine Zigarette aus der Packung, zündet sie sich an und pustet einen sich kräuselnden Rauchsleier über das Dope. Er schließt die Augen, als wollte er schlafen, und schiebt den Ärmel seiner Jacke zurück, um auf die Armbanduhr zu schauen. «Okay», murmelt er, als würde ihn jemand antreiben, öffnet dann langsam die Tür und schwingt sich nach draußen, die Zigarette zwischen die Zähne geklemmt. Obwohl niemand da ist, macht er sich die Mühe, den Wagen abzuschließen.

Kein Lüftchen regt sich, nur die sich überlappenden Verkehrsgeräusche von der anderen Seite des hübschen, in Habachtstellung stehenden Kiefernspaliers und die Schneeflocken, die sanft auf den rissigen Asphalt fallen, empfangen ihn. Als er den Parkplatz überquert, fliegt

eine Krähe auf von der Laderampe, wie ein schlechtes Omen. Er hält mitten im Schritt inne und beobachtet, wie sie zu den Kiefern gleitet, geht dann weiter, fächert die Schlüssel am Bund auf, ordnet sie bedächtig, die Zigarette im Mundwinkel wie ein Klugscheißer in einem Film. Als er den Richtigen gefunden hat, zieht er ein letztes Mal an der Zigarette und wirft den Stummel in einen großen schwarzen Plastikaschenbecher neben der Hintertür, der wie ein Butterfass geformt ist (und sieht auf dem Boden mehrere Zigarettenstummel vom vorigen Abend liegen, um die er sich später kümmern muss).

Drinne ist es dunkel wie in einem Bergwerk. Er schiebt einen Gummikeil unter die Tür, damit sie offen bleibt, knipst das Licht an und wartet, während an der Küchendecke eine Neonleuchte nach der anderen aufflackert. Die Edelstahlische glänzen wie Spiegel. Die backsteinroten Fliesen, die Eddie und Leron gestern Nacht vor Feierabend gewischt haben, sind blitzsauber. Eddie kommt mit in den Olive Garden; wenigstens den kleinen Kerl kann Manny mitnehmen. Leron findet jederzeit einen anderen Job – außerdem trinkt Leron und hat Probleme mit dem Wagen, während Eddie vom Easy Street-Kleinbus bei Wind und Wetter immer pünktlich vorbeigebracht und wieder abgeholt wird. Und obwohl Manny es nie zugeben würde, weil sie Freunde sind, lässt sich Eddie, der stets einen guten Eindruck machen will, viel leichter herumkommandieren.

Er geht die Kochzeile entlang und lässt die Hand wie ein Zauberer über die Fritteusen und den Grill gleiten, um sich zu vergewissern, ob alles ausgeschaltet ist. Die Eismaschine läuft und ist voll – gut. Er geht zur Stechuhr und stempelt die Karte ab, hängt dann seine Jacke auf,

kontrolliert, ob der Safe verschlossen ist, und schiebt sich durch die Schwingtür in den Speiseraum.

Dort ist es dämmerig, graue Lichtstrahlen sickern durch die Jalousien und fallen auf eine glänzende Tischplatte, eine Messingstange, die Segel eines Modellschiffs. An der großen Servicetheke leuchtet ein Kassenmonitor, ein königsblaues Viereck. Bei den Schaltern zögert er, weiß das Halbdunkel zu schätzen. An der Bar funkeln die in den Regalen aufgereihten Flaschen, und aus dem vorderen Teil des Gebäudes dringen das Summen des Filters und das Wasserfoltergetröpfel des Aquariums herüber. Wenn ich nicht aufmache, denkt er, können sie auch nicht schließen. Das ist ein Kindertraum. Egal, was heute passiert, morgen ist das Restaurant so zu wie das Perkins ein Stück die Straße runter (und trotzdem wird er für ein paar Stunden in Uniform aufkreuzen und an die enttäuschten Mittagsgäste Geschenkgutscheine verteilen müssen, als wäre das alles seine Schuld). In den letzten beiden Monaten hat er den Lagerbestand beträchtlich verringert, sodass sie kaum noch Frisches dahaben. Der Konzern wird prüfen, was noch zu gebrauchen ist, und es nach Newington schicken – die Kriegsbeute. Alles Übrige, wie der glasäugige Schwertfisch, wird abtransportiert. Wahrscheinlich wird alles leergeräumt und das Gefilde den Mäusen und Silberfischen überlassen, die er so lange bekämpft hat, ohne dass es einen eindeutigen Sieger gab.

Warum nicht einfach alles abbrennen? Der Nächste, der herkommt, will sowieso neu bauen.

Er knipst das Licht im Hauptraum und dann in der Bar an. Draußen auf dem Gehweg liegt die Zeitung, die Nachrichten bereits veraltet. Er holt sie rein, breitet sie

für Kendra flach auf dem Empfangspult aus und streift sich das Gummiband übers Handgelenk wie ein modisches Sportarmband – eine Gewohnheit aus Kindertagen, als er frühmorgens mit seinem Vater und später dann allein den *Herald* austrug. Vielleicht sind weder das Restaurant noch die Angestellten zu retten, doch für ein Gummiband findet man immer eine Verwendung.

Er lässt die Jalousien unten und zieht sich in die Küche zurück, heizt die große Kaffeemaschine auf, das zischende Herz des Hauses, lauscht ihrem Gluckern und gibt am Safe die Kombination ein. Die Kunstledermappe liegt mitten drin, der Reißverschluss zeigt nach hinten und ist zugezogen, alles genauso wie er es gestern Abend zurückgelassen hat. Aus Gewohnheit blickt er über beide Schultern, bevor er den Schlüssel rausholt. Er ist nie in Versuchung geraten, aber heute scheint das Geld nicht mehr ihm zu gehören. Auch wenn es ihm niemand verübeln könnte, kann er sich nicht vorstellen, in den Regal zu steigen und in Richtung Bridgeport und Deena zu verschwinden. Und außerdem soll es schneien, vom Meer wirbelt ein Nordostwind herüber, bis Mitternacht sollen es acht bis fünfzehn Zentimeter werden. Er malt sich aus, wie er mit all den Lastwagen auf der 95 feststeckt, wie der Staatspolizist mit seiner einem Schlagstock verdammt ähnlichen Taschenlampe zum Fenster reinleuchtet und seinen Namen nennt. Es ist bloß grüne Tinte auf Papier, die Ehre eines Mannes nicht wert, würde seine Oma sagen, aber weil er nie Geld besessen hat, denkt er unwillkürlich, dass es bei der ganzen Sache um nichts anderes als darum geht.

Das Problem ist, dass es keine Vorwarnung gab. Ihre Einnahmen waren okay, nicht toll, aber besser als letztes

Jahr – trotz der ganzen Bauarbeiten auf der 9 im Sommer. Man hat ihnen nicht mal die Zahlen vom Herbst mitgeteilt. Das Letzte, was er von der Zentrale erhalten hat, war Tys Anstecknadel zum Zehnjährigen, und dann BUMM, wie ein altes, baufälliges Gebäude, das auf einen Schlag einstürzt, als wär's ganz aus Sand.

Wie an jedem anderen Tag zählt er die Scheine zweimal nach, verschließt dann die Geldmappe und den Safe wieder, füllt die Schublade der Kasse hinter der Bar und lässt die Niederhaltebügel mit ihren Sprungfedern wie Mausefallen zuschnappen. Als er fertig ist, wäscht er sich wie ein Chirurg die Hände, schrubbt zwischen den Fingern und singt in Gedanken «Happy Birthday». Seit einer Salmonellenvergiftung in Tennessee hat die Zentrale auf eine größere Sorgfalt bei der Lebensmittelhygiene gedrängt, und Manny hat wie bei allen Anordnungen des Konzerns sein Bestes getan, um mit gutem Beispiel voranzugehen. Er hat Graffiti übertüncht, die cholesterinfreundliche Speisekarte empfohlen und seinen Leuten beigebracht, dass jede Kleinigkeit zählt, wenn man seinen Gästen ein tolles Esserlebnis bereiten will. Er hat alles getan, was man verlangt hat, und doch muss da noch etwas anderes gewesen sein, etwas, das ihm entgangen ist.

Mit dem neuen tragbaren Sensor kontrolliert er die Temperatur in der Kühlvitrine, im Kühlraum und im Gefrierschrank und speichert im Gehen die Zahlen in dem pistolenförmigen Gerät – ein Nachtwächter, der mit seinem Schlüssel für die Zeitschlösser seine Runden macht. Manny geht die Checkliste mit den Vorbereitungen durch, hakt seine Aufgaben der Reihe nach ab und wärmt die Suppen in den beiden Kochkesseln auf. Bei dem Schnee

kommt die Fischsuppe bei den Leuten, die den ganzen Morgen im Einkaufszentrum verbringen, bestimmt gut an, die Gumbosuppe eher nicht. Da draußen wird die Hölle los sein.

Es sind noch genau vier Einkaufstage bis Weihnachten, und er hat immer noch keinen Schimmer, was er Deena schenken soll. Nichts für das Baby; die Sachen müssen sie sowieso kaufen. Sie hat ihn schon darauf hingewiesen, dass sie etwas Romantisches haben will – wie die Halskette, die er Jacque gekauft hat, als sie ein halbes Jahr zusammen waren, aber das ist zu teuer, besonders bei seiner unsicheren Zukunft. Vor kurzem hat sie durchblicken lassen, dass sie heiraten sollten – nicht bloß wegen des Babys, sondern ihretwegen. Immer wenn sie davon anfängt, macht Manny einfach dicht, er weiß auch nicht, warum.

Die Frage verfolgt ihn durch den Lagerraum bis nach vorn. Das Aquarium ist mit einer heimelig blinkenden bunten Lichterkette, schäbigem Goldlametta und zusammengewürfeltem Weihnachtsschmuck behängt, der schon ein Dutzend Nebensaisons auf dem Lagerschrank überstanden hat. Mit einem Netz schöpft er die Wasseroberfläche ab, beobachtet die trägen, in den Ecken versammelten alten Hummer und denkt gerade an Ohringe, als der Easy Street-Bus in mehrere Schichten zerlegt zwischen den Jalousien vorbeihuscht. Der Fahrer ist gut zehn Minuten zu früh – wahrscheinlich aus Angst vor dem Schnee. Manny legt das tropfende Netz auf den Filter und begibt sich nach hinten, damit Eddie nicht dasteht und an den Türrahmen klopft, wie man's ihm im Heim beigebracht hat.

Manny geht ans andere Ende der Bar, zieht an der

Ecke die Hüfte ein, strafft dann die Schultern, trippelt kurz und stößt die Schwingtür auf. Es dürfte eigentlich keine Überraschung sein, dass sich sein Körper jede Einzelheit im Lobster eingepägt hat, aber heute wirkt alles fremd und bemerkenswert, kostbar, weil es schon fast verloren ist.

Er erreicht die Laderampe, und Eddie steigt gerade die Stufen des Busses herunter, eine nach der anderen wie ein kleines Kind, den Kopf gebeugt, als wäre das eine Ohr an die Schulter geklebt. Seine Augen quellen vor, vergrößert durch die dicke Kassenbrille, und sein Gesicht ist ständig verzerrt, als koste ihn jede Bewegung Mühe. Wegen seiner Knieprobleme braucht Eddie zum Gehen zwei Krücken. Als er auf die Rampe zukommt, knicken die Beine bei jedem Schritt ein, und er wankt heftig, als könnte er jeden Moment stürzen, seine Krücken zwei nützliche Ausleger, die ihn immer wieder retten. Nicht dass es Manny noch auffallen würde, so geht Eddie eben. Alle paar Jahre muss Manny für die Stiftung eine Beurteilung schreiben, und jedes Mal schreibt er: «Eddie ist der beste Mitarbeiter, den ich habe.» Und obwohl das rührselig und in mancher Hinsicht falsch sein mag (er betrachtet Roz als Königin des Speiseraums und Ty als den Fels in der Küche), ist es kein Zufall, dass Eddie heute als Einziger aus der Mittagsschicht pünktlich ist.

«Big Papi», sagt Eddie.

«El Guapo.»

«Weißt du, wie viel es inzwischen ist? Ich hab's im Radio gehört.»

«Wie viel?»

«Zweihundert Millionen.»

Manny pfeift. «Wie viele Spielscheine hast du?»

«Ich hab schon fünf. Wenn ich darf, kauf ich mir noch fünf.» Hinter ihm winkt der Fahrer, und Manny winkt zurück und entlässt ihn aus seiner Verantwortung. «Wie viele hast du?»

«Brother, ich hab nicht mal Geld für Geschenke.»

«Vielleicht kannst du mir später welche kaufen?»

«Mal sehen.»

Eddie hängt sich eine Krücke über den Arm und ergreift das Treppengeländer. Manny weiß, dass Eddie es allein schaffen muss, und als er oben angelangt ist, schüttelt ihm Manny die Hand – eine Formalität, die nichts damit zu tun hat, dass heute der letzte Tag ist, doch unwillkürlich begreift er, dass sie dieses Ritual jetzt zum letzten Mal vollziehen. Wie viele andere letzte Rituale erwarten ihn?, fragt er sich. Wird es den ganzen Tag so gehn?

Drinne beauftragt er Eddie, vorn alles abzustauben – die Jalousien und dann die Balken –, während er das Öl in den Fritteusen wechselt und sie aufheizt. Ob letzter Tag oder nicht, er muss sich an die Checkliste halten und schleppt einen schweren Eimer voll dunkler, stinkender Schmiere nach draußen und über den Parkplatz zum Altfettcontainer. Ein Sperling beobachtet von einem kahlen Baum aus, wie er das Fett hineinschüttet, und reitet auf einem im Wind schaukelnden Zweig. In der Kälte merkt Manny, dass er nicht mehr bekifft ist, dass der private Teil des Tages vorbei ist, auch das zum letzten Mal.

Als er auf dem Rückweg gerade an eine Zigarette denkt, kommt ihm Ty mit seinem aufgemotzten Supra in die Quere und macht hupend einen Satz nach vorn, sodass Manny nicht vorbei kann. Manny hält den tropfenden Eimer hoch, droht, den Rest über die lange Haube zu

kippen, und Ty braust auf den freien Platz neben dem Regal.

Ty sieht klasse aus, er trägt eine schwarze Lederjacke wie Manny, aber ein wirkliches gutes Stück, nicht von Men's Warehouse, Schultern und Taille auf Maß, wie angegossen. Mit seinem dünnen Oberlippenbart und dem kurz geschnittenen Ziegenbärtchen sieht er aus wie Mekhi Phifer in *Emergency Room*, dasselbe verschmitzte Lächeln.

«Hey, Chef», sagt er und streift einen Autohandschuh ab, um Manny die Hand zu geben, «was machen wir hier eigentlich? Wir müssen doch sowieso früher schließen. Es soll ungefähr einen halben Meter Schnee geben.»

«Acht bis fünfzehn Zentimeter.»

«Vor fünf Sekunden haben sie fünfundzwanzig bis fünfunddreißig angesagt», erwidert er und deutet auf seinen Wagen.

«Ja, und wann hatten sie zum letzten Mal recht?»

Die Wolken hängen direkt über dem Einkaufszentrum, und der Wind frischt auf. Warum sollte es ihm etwas ausmachen, wenn sie früher schließen? Er weiß nicht, aber der Gedanke ist enttäuschend. Es kommt ihm schon seltsam vor, dass er das Restaurant verlässt – als bliebe ihm hier noch irgendetwas zu beweisen, als hätte er noch etwas zu erledigen. Im Olive Garden fängt er als stellvertretender Filialleiter an, und obwohl er weiß, dass sie ihm nicht einfach seine eigene Filiale geben konnten, und obwohl sein Gehalt gleich bleibt, betrachtet er das Ganze als Zurückstufung. Deena ist froh, dass er weniger arbeiten muss. Auch er sollte froh sein.

«Ich kann's immer noch nicht glauben», sagt Ty. «Das ist derselbe Scheiß, den die Navy mit uns gemacht hat.

Ich kann nicht glauben, dass ich mich auch im wirklichen Leben mit so was abfinden muss.»

«Musst du ja nicht», sagt Manny.

«Wenn ich was zu Beißen haben will, schon.»

Ty hatte in der Küche schon das Sagen, als Manny noch ein unerfahrener Anlernling war. Er kam damals direkt vom U-Boot, und beim Kochen legt er eine un-
gemein disziplinierte, stramme Haltung an den Tag, hält alles in Gang und macht jeden zur Schnecke, der das Tempo nicht mitgeht. Von ihnen allen hat Ty vermutlich die besten Chancen auf einen vergleichbaren Job, doch Manny fand, er müsste sich ihm gegenüber loyal verhalten, das heißt, er ließ Derek gehen, der normalerweise für die Mittagsschicht zuständig war, und Rafael, der manchmal die Wochenenden übernahm. Beide sagten, sie verstünden das, und obwohl sie es nicht aussprachen, erwarteten sie, dass er verstand, warum sie ab dem Tag nicht mehr kamen. Ty sagt, die Vierzehnstundentage machen ihm nichts aus, solange er bezahlt wird, aber weil erst die Platzanweiserinnen, dann die Serviererinnen und schließlich das Küchenpersonal von Bord gingen, waren die letzten paar Wochen hektisch, und Ty ist jeden Tag später gekommen. In gewisser Hinsicht werden sie beide froh sein, wenn dieser Tag vorbei ist.

«Wen hab ich in der Küche?», fragt Ty. «Sag bloß nicht Frito.»

«B-Mac, Warren und Rich. Und Fredo.»

Ty dreht sich um und geht auf seinen Wagen zu.

«Wohin willst du?», ruft Manny.

«Heim. Ich kann doch in der Küche nicht mit drei Leuten arbeiten.»

«Fünf. Und ich helfe aus.»

«Mit vier Leuten kommen wir samstagsabends nicht aus.»

«Fünf – und ich dachte, wir müssen heute sowieso früher schließen.»

«Das solltest du hoffen, denn ich schwör's, ich bring Frito um, wenn ich den ganzen Abend seinen Scheiß wieder hinbiegen muss.»

«Musst du nicht», verspricht Manny, aber bloß damit Ty reinkommt. Heute steht überall die Loyalität auf dem Prüfstand (er hat gehört, dass manche Zentralen Spione vorbeischicken, die den Bestand kontrollieren sollen, besonders bei Hummern und Alkohol), und er ist auf Ty angewiesen. Er wird alles Nötige tun, damit sie das hier mit Anstand über die Bühne bringen und zum Olive Garden kommen.

«Okay», sagt Ty, «aber Rich ist Bäcker. Ich muss meine Jungs bei mir haben.»

«Fredo hilft bei Bedarf, wie wär's damit?»

«Halt ihn einfach von der Kochzeile fern, dann kriegen wir das schon hin.»

Ty tauscht sein teures Leder gegen eine makellos saubere Kochjacke und -schürze ein, dreht das Radio auf dem Regal über dem Spülbecken neben der Hintertür an (Ludacris, wummernd) und macht sich im Kühlraum an die Arbeit, wo er aus den farblich als frisch gekennzeichneten Vorräten die Tagesgerichte auswählt. Dass es als Gemüse Blumenkohl gibt, bedeutet für denjenigen, der die Teller zusammenstellt, jede Menge Arbeit, um den Arrangements ein bisschen Farbe zu verleihen.

«Weißes Essen für weiße Leute», sagt Ty.

«Bring die roten Paprika mit», sagt Manny. «Es ist Weihnachten.»